



Feierabend



Zwei Briefe über die Liebe.

Von D. Heuer.

Sehr verehrte, liebe Freundin!

Ihr letzter Brief veranlaßte mich, zu demselben Thema noch einmal Stellung zu nehmen, da meine Gedankengänge von Ihnen anscheinend nur gefühlsmäßig aufgenommen worden sind.

Ich muß allerdings zugeben, daß es mir stets schwer gefallen ist, mich von Vorurteilen freizumachen; aber schwarze Schwäne — soll man nicht einmal gegen sich selbst galant sein? — sind auch bei Ihnen seltene Ware; und so darf ich in unserm immer noch egoistischen Zeitalter hoffen, daß diese Karikät ein bevorzugtes Plätzchen in Ihrem Herzensschreine behält.

Meinen Ausführungen lag zugrunde, daß die Grade des Verliebtseins in heutiger Zeit in ihrer Wirkung nach außen nicht mehr dem sittlichen Kodex entsprechen, den die Menschen seit Jahrhunderten in puncto puncti befolgt haben.

Alle verliebten Schwärmerieen, alle Mondtäufeleien, wo die Beteiligten auflockern wie Strohfeuer, sind und bleiben doch den Meisten Episode, wenn auch manches Weiblein, durch etliche Dugend Romaneschreiber, die die Wonnen des sechsten Sinnes in den glühendsten Farben schildern, inspiriert, seine Lebensgeschichte von jenem Zeitpunkt datiert.

Aber selbst die Riesenkraft des Hercules baut heute keine Tempel mehr, in denen Göttinnen wohnen, und unsere Gegenwartengel machen einen starken Gebrauch von ihren Flügeln. Gleich Nachtfaltern schwärmen sie im Schatten des Abends. Wenn auch Liebe blind machen soll, so wissen doch manche aufs schärfste ihr Interesse oder ihr Vergnügen zu erpähnen.

Plato nennt die Liebe die göttliche Raserei; aber wehe dem Amolläufer, der zu spät die Wahrheit des Paradoxes erkannte: Die Hälfte ist mehr als das Ganze; denn tausende Verhörte haben vergebens die Hälfte zurückgewünscht, als sie sich der Leere des Ganzen bewußt wurden.

Verstehen Sie mich recht, sehr verehrte Freundin: Gasellenaugen gefallen nicht mehr, über sanftere Empfindungen lächelt die Welt. Die Weiblein sind noch schlimmer als die Männlein und verderben mehr Geschlechtsgegnossen als die „Tyrannen“.

Die Liebe wohnt zu sehr Barterre. Edle Liebe, der wahre Minnedienst, ist außer Kurs gekommen. Die Heiligen haben ihren Schein verloren. Romeo und Julia, Werther und Lotte sind aus dem Jugendparadiese vertrieben. Nur noch belle aventure steht der Sinn.

Uns galt die Liebe als die höchste Naturpoesie; aber die heutigen Menschen sind zu profaisch geworden.

Ein Handkuß? —

Am Ende des vierten Jahres küßte Wieland zum ersten Male seiner Doris die Hand.

Lottes Busenschleife galt dem Werther mehr als alle Reichtümer der Welt. — „Ein Schauspiel für Götter, zwei Liebende zu seh'n“ — Wo findet sich heute der Dichter, der mit Inbrunst die Gefühle reiner Liebe zu schildern vermag?

Berschwenderisch genug stellen die Schriftsteller ihre Attribute bei „Seelengesüßden“ und die Seladons wissen einen guten Gebrauch davon zu machen. Und gewöhnlich weiß die Liebe nicht, was sie im Kaufe leicht verspricht; aber darf dies zur Entlastung dienen, wenn die fides implicita so arg getäuscht wird? Und aus manchem pastor fido wird, wenn das Blut brennt, ein Orlando furioso; aber was nützen die Millionen zu spät geweinter Tränen?

So unterstreiche ich meine Behauptung im letzten Briefe: Tiefe und Innigkeit des Gefühls werden nicht mehr geschätzt; Verliebtsein wird gleich Liebe gefeiert; für Ideale schwärmen gilt als lächerlich; Phantasiegestalten lieben ist nicht kurzweilig genug; das Geheimnisvolle, das Unausprechliche, die seligsten Empfindungen erzielen nur Mitleid, wenn nicht gar Spott und Hohn.

Will die Menschheit wieder einziehen in Arkadien, so muß die Liebe aus Freundschaft und Hochachtung sprechen und sich nicht nur beschränken auf den Augenblick, wo die Engel ihre Augen mit den Flügeln bedecken, um nicht eifersüchtig zu werden.

So sehe ich die Welt, sehr verehrte Freundin, und verstehe nicht mehr die heutige Sprache des Herzens.

In Verehrung
Ihr hadernder Philosoph.

Sehr verehrter, lieber Freund!

Auch ihre zweite Ausfertigung hat mich nicht überzeugen können. Sie sind nicht nur physisch, sondern auch seelisch alt geworden, lieber Freund. Verzeihen Sie diese Offenherzigkeit, aber sie ist notwendig, damit wir die rechte Linie für unser Thema finden.

In Ihrer Abgeschlossenheit fühlen und sehen Sie nicht mehr das Sehnen der heutigen Menschheit. Und wenn Sie noch philosophischer reden als Sokrates, Sie können die reine Liebe, die auch heute noch auf Feuerflügeln die Welt durchreist, wohl negieren, aber nicht aus der Welt schaffen.

Die starken Reigungen veredeln auch heute Jungfrauen und Jünglinge, und im Gedenken dieser Stunden freuen sich Männer und Frauen im spätesten Alter.

Ich habe durch das Erlühen meiner Tochter und durch den Umgang mit der Jugend erfahren, daß die Herzen noch in demselben Takt schlagen, daß auch heute noch reine Empfindungen und verehrende Schwärmerie zu finden sind. Hero und Leander, Heloise und Abelard, Siegwart und Mariann sind noch Heilige der Liebenden. Die Lerche singt ihnen dieselben Herzenssymphonien wie zu unserer Zeit, sehr verehrter Freund.

Die Jugend erlebt noch heute jene ersten Frühlingstagen der Liebe, wo die kühnsten Hoffnungen durch einen Gruß der heimlich Geliebten erfüllt werden.

Und es ist noch längst nicht das Ende aller Poesie, wenn der natürliche Lauf die Idyllenwelt allmählich zum Schwenden bringt; reife Menschen dienen ihrer Liebe, wenn auch ihre Göttin das Hausfrauenkleid angezogen und der Rosenkammer der Jugend der Vergangenheit angehört.

Nur in der Erinnerung leben, lieber Freund, wie Sie es tun, muß schmerzlich sein, und ich verstehe deshalb auch wohl, daß Sie mit Sokrate reden: Alles ist eitel.

Doch die Pärchen werden weiter Hand in Hand wandern; Sympathie und Antipathie sich weiter anziehen und abstoßen. Der wahre Grund dieses Naturgeheimnisses wird unergründbar bleiben.

Und wenn der Bischof von Speier der jungen Gemahlin Agnes des alten Kaisers Rudolf beim Heraushelfen aus dem Wagen

Rose im Wind.

Novelle von Kurt Münzer.

ein Küßchen gab, weil er ihren Reizen nicht widerstehen konnte, so können Sie, verehrter Freund, unsern Männern nicht gebieten, wie jener Kaiser: Küßt statt der Agnes das agnus dei.

Die „Liebe“ auf dem Markte und an den Jännen hat es immer gegeben. Unter den herrlichsten Blumen kann auch eine Aas-pflanze wachsen. Dämmerungsfalter und Strahlennymphen wirken aber auch heute noch auf den größten Teil der Männerwelt abstoßend. Sind nicht diese Töchter der Freude zu bemitleiden? Und, verehrter Freund, wenn diese aufgestellten Mausefallen nicht schrecken, der fürchtet sich auch nicht vor Keuschheitskommissionen, wie sie einst Maria Theresia einsetzte.

Wenn die Menschen in die Jahre kommen, wo ein gesteigertes Lebensgefühl sie erfüllt, wird auch die Liebe rein und elementar hervortreten. Amor und Cupido werden weiter auf unbekanntem Wegen sich in die Herzen schleichen und die Paare sich an ihrem Anblick nicht genug tun können.

Das strahlende Leuchten in dem Antlitz der Liebenden und der Widerschein der lächelnden Heiterkeit spenden auch dem vergämrten Menschen einen Funken des göttlichen Geistes. Schauen Sie nur einmal unbefangen die heutige Generation lieber Freund, so werden auch Sie wieder das leise harmonische Tönen hören, das den Weltraum durchklingen wird, solange Menschen leben.

Ich bestreite Ihnen nicht, daß es Ehen gibt, wo Mann und Frau nur die rein sinnliche Auffassung vereint; doch auch heute besteht noch geistige Gemeinschaft zwischen den Geschlechtern, und vielleicht mehr denn früher, die dem Leben erst den höchsten Adel verleiht.

So haben Sie nicht weiter mit dem heutigen Geschlecht, verehrter, lieber Freund, es ist nicht anders organisiert wie die vergangenen und weiß noch immer sich selbst zu spenden, ganz und ohne Maß.

In Verehrung
Ihre schauende Freundin.



Die „goldene“ Zeit.

Liebe ist eigentlich eine unangenehme Sache, Ich weiß nicht, ob es anderen Leuten auch so geht:

aber wenn ich — alle fünf Jahr — eine Er-oberung machte,

wird todlicher der innerste Mensch nach außen gedrückt.

Der Wagen benimmt sich, als sei er verstaucht, als hätte sein Inhaber sich gewaltig überessen. Und dabei hat man zwar 25 Zigaretten hinter-einander geraucht, aber seit zwei Tagen nur ein paar Brötchen gegessen.

Selbst die Flasche zwischen dem Doppelfenster bleibt unangerührt.

Man kann nicht mal ordentlich einen verlöten, weil man immer den Fahrstuhl in sich spürt. Und ein Telephonanruf bewirkt dunkles Er-röten.

Wegen dieser Erscheinungen nehm' ich mich vor der Liebe in Acht.

Allerdings geht das alles recht schnell vorbei, denn in einer späteren Periode kommt Liebe nicht mehr in Betracht,

und man futtert wieder für drei.

Valentin („Ull“).

Ich selbst sah mit Felix in der „Stala“, als die japanische Gauklergruppe gastierte. Fünf Männer, drei Frauen und zwei Kinder produzieren sich da mit Klettern, Messerwerfen, Jonglieren, Springen, Trapezturnen, mit Zauberkünsten und Tanz. Es war nicht eigentlich Besonderes oder Neues, das schönste waren die echten alten Kostüme und das jüngste Mädchen, eine vielleicht Siebzehnjährige, in deren lilien-weiß gemaltem Gesicht ganz schwarze Augen tierdampf brannten und ein Mund blutrot, klein wie eine Kirschel lächelnd stand. Sie tat nicht viel, diese Schöne, wechselte dreimal ihren Kimono und den Obi, den gestickten Gürtel, trippelte sacht auf ihren Geta, den Holzbrettchen an den Füßen und schälte sich, war eine Dame, die aus einem Korb verschwand und sich wiegend im Parkett auftauchte. Dabei streifte sie uns, sie sah meinen Freund an. Er stieß einen Ruf des Entzückens aus, und sie zögerte. Sie war ein künstliches Wesen in ihrer starren, weißen geschminkten Maske. Nur Mund und Augen lebten merkwürdig in der Starre des Gesichtes.

„Ja werde sie malen“, sagte Felix und ging fort, die Japaner in ihrer Garderobe auf-zufuchen.

Erehrte nicht mehr zurück, aber ich war längst seine Eigenwilligkeit gewöhnt. Ich vergaß den Vorfall überhaupt, aber fünf, sechs Tage später, als ich sein Atelier betrat, sah die junge Japanerin in blaupau mit rosa und gold in einem weißen Obi mit gestickten rosa Rosen bei ihm und bereitete Tee und zwitscherte zehn Worte Deutsch. Sie war am Tage nach jenem Abend seine Geliebte geworden. Welche Frau, die Felix begehrte, hätte sich ihm verjagt? Dieser wahrhaft Glückliche kannte nicht den un-erfüllten Wunsch. „Aber an einem erfüllten wirft du einmal sterben“, soll eine Händlerin einmal gesagt haben. Er erzählte es uns an einem seiner tollen Atelierfeste, im Stile der Pariser Montparnasse-Välle.

Die kleine Japanerin hieß, ins Deutsche übertragen, Rose im Wind... Sie war ent-zückend, sie war wirklich leicht wie eine Blüte, die Luft schien sie zu tragen, sie duftete wie ein nächtlicher Garten, zerbrechlich dünn war sie. In Felix Armen schien sie ein Kind, ein Spielzeug. Aber diesem schönen, starken Bur-schen war die Liebe auch nichts anderes als ein Spiel, und wie ein Knabe liebte er, sein Spielzeug kaputt zu machen...

Er malte einen Akt von Rose und Wind. Sie stand vor einem Sessel, auf dem ihr blauer Kimono lag, nackt da und hielt einen Dolch in der Hand. Sie sah aufmerksam gespannt auf ihren Leib, im weißen Gesicht etwas wie Neugierde, Bosheit: um das Harakiri an sich zu vollziehen...

Es war ein schauriger Gedanke, und als ich einmal Rose traf, wie sie vor dem fast voll-endeten Bilde stand und es betrachtete, flüsterte sie: „Wird sein einmal — — Zumi Zan so sterben — — Ja“.

Aber Felix hob sie auf und wirbelte sie durch die Luft.

Er erzählte mir von dieser Liebe entzük-kende Episoden. Rose im Wind: mußte die Zärtlichkeit, die keusche Leidenschaft in Person sein. Und nun lief der Monat ihres Aufent-haltes ab, die Truppe mußte nach Hamburg hinauf, wo sie sich nach weiteren vier Wochen wieder einschiffen sollte. Felix verdrödete halb lachend, halb verdrießlich, wie Rose sich ver-zweifelt gebärdete, ihn ansah, sie bei sich zu behalten, sie könne ohne ihn nicht mehr leben..

„Das jagt jede“, brummte er. „Dann mügte mein Weg mit Leichen besät sein, wenn das wahr wäre“.

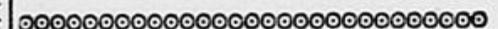
Aber dieses Mal...

Ich sah ihn ein paar Tage nicht. Am ersten des neuen Monats fiel mir ein, daß die schöne Rose im Wind nun ja abgereist sein mußte. Und ich machte mich auf, um von Felix Ende und Abschied seines Abenteuers zu hören. Es war mittag, als ich die fünf Treppen erstieg. Die Tür zum Atelier stand offen. Ich rief; keine Antwort. Und plötzlich durchgrauste mich eine Ahnung. Ich stürzte hinein. —

Auf seiner Staffelei stand das vollendete Bild der Japanerin. Aber davor am Boden lag etwas, ein Mensch. Ehe ich mich bückte, wußte ich: Der Maler. — — Er lag auf dem Gesicht, aus seinem Rücken, den weißen Kittel völlig tränkend, schon schwärzlich geronnen, war ein Strom Blut geflossen... Ein Dolchstoß von hinten... Und wie um sie anzurufen, die Mör-derin, hob ich den entsetzten Blick zu ihrem Bilde, um noch fürchterlicher zu erschrecken...

Was war geschehen?... Hatte der Maler in letzter Stunde sein Motiv geändert?... Nicht mehr blickte die nackte junge Frau auf ihren Leib hinunter, um ihn aufzuschließen: sie sah aus dem Bilde hinaus, hinab auf den Boden vor sich, dorthin, wo der Tote lag. Und das Messer in ihrer Rechten — o! — es troff von Blut...

Natürlich, es war nur frische Farbe. Aber ein Rätsel ist dennoch um das Begebnis. Der Maler mußte nach Aussage des Arztes mor-gens, etwa um neun ermordet worden sein, und die japanische Truppe war vollzählig, Rose im Wind unbegriffen, um halb elf Uhr nachts nach Hamburg abgereist. Neun Japaner be-schworen Rosens Mord... Und bis heute ist der Mörder nicht gefunden... Kann man so phantastisch sein, zu behaupten, das Bild sei aus seinem Rahmen gestiegen, Rasch an dem Trennsen zu vollziehen? Und in den Rahmen zurückgekehrt, habe es den befriedigten Blick nicht mehr von seinem Opfer fort auf seinen eigenen todbestimmten Leib richten können?...



Es lebe der Titel!

Eine deutsche Angelegenheit in drei Akten.

I.

Emil Müller, städtischer Beamter
Minna Schulze, Anstaltsleiterin
Verlobte.

Magdeburg, Pfingsten 1928.

II.

(Acht Tage später.)

Meine Verlobung mit dem Straßen-lehrer Emil Müller erkläre ich hiermit für aufgehoben.

Minna Schulze, Anstaltsleiterin.
Magdeburg, Datum.

III.

(Am Tage darauf.)

Meine Verlobung mit der Bedürfnis-anstaltswärterin Minna Schulze wurde auf mein Ersuchen gelöst.

Emil Müller, städtischer Beamter.
Magdeburg, Datum.

(„Simplifizimus“)

Das gute Buch.

Die „Weltgeist-Bücher“.

Der im hastenden Berufsleben abgehegte Mensch entbehrt meist der Kenntnisse und der Möglichkeit, sich in den Erscheinungen der Literatur zurechtzufinden und er wird bei der Suche nach der Befriedigung seines Lesebedürfnisses leicht das Opfer gerissener Verleger. Mit knallig-farbigen Buchumschlägen, packenden Titeln und mitunter auch durch niedrig festgesetzte Preise juchen diese das Publikum anzuloden, Sensation, Spannung ankündigend. Oft genug ist es aber gewöhnlichster Kitsch, der sich hinter der Aufmachung verbirgt. Für sein gutes Geld erhält der Käufer schlechte geistige Ware statt geistiger Bereicherung. Da gibt es Serien-Bücher in weithin leuchtenden Farben, unter denen hier und da ein besseres Buch eingereiht ist, der Großteil ist wertloser Schund, der kaum die Aufgabe zu erfüllen imstande ist, den Leser ein paar Stunden zu unterhalten, daß er sich nachher nicht vor sich selber schämen muß und sich an den Inhalt auch noch nach einigen Tagen zu erinnern. Man braucht nicht so strenge zu sein und verlangen, jedes Buch müsse den allerhöchsten Anforderungen entsprechen, aber wegen der Kampf geführt werden muß, das ist, daß durch die aufdringlichste Reklame gewisser Verleger, die „es sich leisten können“, so viele Bücher unter das Publikum gebracht werden, die weder einem erleseneren Unterhaltungsbedürfnis noch der seelischen Erhebung dienen, sondern nur der geistigen Verdummung. Vor Attentaten auf den gesunden Menschenverstand müssen die Leser gewarnt werden, vor der Unwahrscheinlichkeit und Gefühlsverlogenheit, die ihnen gewissenlos und geschäftstüchtig von betriebsamen Verlegern serviert wird und sie zu allem dabei auch noch tödlich langweilen.

Um so lobenswerter muß das Bemühen anderer Verleger hervorgehoben werden, die eine erzieherische Mission zu erfüllen suchen. Unter diesen sind an vorbestimmter Stelle die „Weltgeist-Bücher“ zu nennen (Weltgeist-Bücher-Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2), die in feinen, farbigen Leinenbändchen als eine Serie von Büchern erscheinen, von denen jedes einzelne die sorgsam prüfende Hand verrät. Es ist im besten Sinne Bildungstoff sowohl in der wissenschaftlichen und klassischen Abteilung dieser Bücherreihe, als auch in ihrem schöngeistigen Teile, Bücher, die man nicht bloß liest und weglegt, sondern die man in seine Hausbibliothek stellt und die in ihr einen ehrenvollen Platz einnehmen. Das einzelne Bändchen kostet 65 Pfennig, doch sind, um die Herausgabe auch größerer Werke zu ermöglichen, mehrere Nummern in einem Bande vereinigt, wodurch der Buchpreis natürlich eine entsprechende Erhöhung erfährt. Die Sammlung zählt bereits mehrere hundert Nummern und umfaßt (wie hier schon einmal besprochen wurde) nicht nur Werke aus allen Wissensgebieten, sondern auch solche der Erzählliteratur älterer und aktueller Art. Um die Vielfältigkeit und Reichhaltigkeit der Reihe zu zeigen, seien hier einige der Werke der letzteren Gruppe genannt: Pierre Loti: „Reise-Skizzen und Novellen“, Achim von Arnim: „Der Kronenwächter“, Hans von Kahlenberg: „Die andere Welt“, Luise von François: „Der Posten der Frau“, Georg Fröschel: „Das schredliche Erlebnis“, Gustav af Geijerstam: „Irr am Leben“, Gustave Flaubert: „Die Lebende von Sankt Julian, dem Gaffreien“, Hans Anton Andersen: „Mardadi, und andere Kolonialerzählungen“, Cervantes: „Das Zigeunermädchen von Madrid“.

Gustave Flaubert: „Periodas“, Paul Bourget: „Der Sachverständige u. a.“, Luise Büchner: „Weihnachtsmärchen“, Kurd von Schölerer: „Briefe aus Mexiko“, Spies: „Türkische Erzähler der Gegenwart“, Christof Frickens: „Ost-Indische Reisen und Kriegs-Dienste“, D. E. Hartleben: „Das Chafest“, Sigfrid Siwertz: „Die Mälarpiraten“, Edgar Allan Poe: „Pym's abenteuerliche Ergebnisse“, Henry Poulaille: „Kinderdichtung“, Rüttenauer: „Der Gott und der Satyr, A. de Musset: „Der Sohn des Tizian“, Karl Verbs: „Die Spende“, Lenormand: „Spione u. a.“, Labedan: „Bei einer gemeinsamen Fremdin“, Otto Soyka: „Die Erfolge Philipp Soulos“. Daneben gibt es noch viele andere Werke der bekanntesten Autoren. Die Sammlung der „Weltgeist-Bücher“ hat bereits weitgehende Beachtung gefunden und es ist dieser Bücherei allein schon wegen ihrer geschickten Zusammenstellung, aber auch wegen der geschmackvollen Ausstattung der Bändchen noch eine weit größere zu wünschen. Den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bildungsbestrebungen wäre damit ein guter Dienst erwiesen.

Kultur.

Von Karel Capel.

Es ist nicht allein ganz klar, was eigentlich „Kultur“ bedeutet und was alles „Kultur“ ist. Es ist zweifellos wahr, daß die Lehrgänge für Inobgermanismus an der Universität eine kulturelle Angelegenheit ist; aber ein Sträußchen auf dem gedeckten Tisch ist in seiner Art auch eine kulturelle Angelegenheit. Der Konsum eines guten Buches ist ein kultureller Maßstab, aber der Konsum von Obst oder der Konsum von Seife ist auch ein kultureller Maßstab. Zur Kultur gehört die Universität und die Küche, Poesie und Fußball, die Volksschule und das Badezimmer. Es liegt nur daran, wie man alles benützt. Kurz gesagt: sobald wir uns entschließen, den Menschen als Kulturgeschöpf zu betrachten, ist alles, was aus seinen Händen kommt, alles, was er besitzt, um gut zu leben, ein Kulturfaktor.

Bedenken wir, der Mensch muß in einem Loch oder unter einem Dach wohnen. Aus diesem sehr einfachen physischen Bedürfnis hat er schließlich eine Menge von Dingen geschaffen, wie die Architektur, die Bilder an der Wand, das Muster auf dem Teppich, die Vase auf dem Tisch, Ziermöbelstücke und Blumen am Fenster. Die Natur hat dem Menschen das Bedürfnis des Essens, der Liebe, des Spieles und die Fähigkeit zu Erkenntnissen gegeben. Aus dieser Handvoll Bedürfnissen und aus dem Hunger heraus hat der Mensch die Gemeinde, die Gesellschaft, das Handwerk, Kunst und Wissenschaft und Religion geschaffen, das, was wir Niveau des Lebens nennen. Und das, worin wir seinen wunderbaren Gipfel erkennen. Die Kultur ist alles, was dieses Merkmal von Vollkommenheit, von Vereinerung, von Qualität und von Rang hat. Kultur ist überall, wo menschliche Tätigkeit von der Vorliebe für ein höheres Niveau geleitet wird. Kultur ist gleichzeitig Luxus und Tugend, sie ist höherer Genuß und höhere Disziplin des Lebens.

Die Menschen mühen sich manchmal, den Unterschied zwischen Zivilisation und Kultur zu bestimmen. Ein Motorpflug ist an und für sich gewiß kein Stück kulturellen Lebens; aber eine kulturelle Tat ist die Befreiung des Menschen von grober und drückender Arbeit. As-

Es wird oft Klage geführt, daß zu wenig Bücher gelesen und gekauft werden. Das ist gewiß wahr und es sprechen dafür zwei gewichtige Umstände: die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen der Großteil der Menschen lebt und die geringe Pflege der Kulturinteressen und Kulturidee, durch die Schichte der heutigen Besitzenden und Zahlungsträchtigen. Alle Reklame kann an diesem kulturellen Mangelzustand nur wenig ändern. Dennoch: soll die Basis für die Verbreitung des guten Buches erweitert werden, so kann dies nur nach der Seite der bildungshungrigen Massen hin geschehen. Das in Selbstgefälligkeit erstarrte buch- und geistesfremde neue Bürgertum, dessen Sinn allein aus Materielle gerichtet ist, wird sich bestenfalls mit der stumpfsinnigen Unterhaltungsliteratur und dem Bildungsurrogaten begnügen, die weder sein Hirn belasten, noch sein Herz berühren. Anders die Sozialdemokratie für die Hebung der Lebenshaltung der Massen kämpft, wirkt sie als Bahnbrecherin der Kultur und der Geistigkeit. Gerne sei anerkannt, daß auch heute schon manche Verleger durch billige Preisgestaltung der Bücher und sorgfältigste Auswahl dem Bildungstrieb der Werktätigen Rechnung zu tragen suchen und unter diesen steht der Verlag der „Weltgeist-Bücher“ nicht an letzter Stelle.

H.

phaktierte Straßen zeugen für keine höhere Kultur als ein Pflaster von Regenröhrchen. Aber das Bedürfnis nach glatter und stiller Frequenz, nach Schnelligkeit und Sauberkeit, ist eins der kulturellen Ergebnisse unserer Zeit. Der Lohnkampf ist an und für sich nicht kulturell; aber der Kampf um Erhöhung des Lebensniveaus ist unser aller Kulturangelegenheit. Alle menschliche Tätigkeit, die das Ziel hat, unser Leben zu vervollkommen, zu erleichtern und zu ordnen, ist kulturell. Es gibt keinen gähnenden Riß zwischen Kultur und allem anderen. Ich würde nicht behaupten, daß das Brüllen der Motore die Musik der Gegenwart ist. Aber das Gebrüll der Motore ist eine der Stimmen der Polyphonie des kulturellen Lebens, so wie der himmlische Klang einer Geige, oder die Worte eines Redners, oder das Geschrei auf dem Sportplatz Stimmen dieser Polyphonie sind. Die Kultur ist kein Abschnitt oder Bruchteil des gegenwärtigen Lebens, sie ist seine Summe und sein Mittelpunkt.

Motwehr.

Die Mienen der Tierwelt hat der Mensch siegreich bezwungen. Der Ur, einst der Schrecken unserer Wälder, ist längst ausgestorben. Bären und Wölfe sind aus Mitteleuropa vertrieben. Der Elefant ist zum Lastenträger und zum Schaustück zoologischer Gärten geworden. Weit schwieriger ist der Kampf gegen die kleinen Plagegeister, das Ungeziefer.

Da ist z. B. die Fliege, anscheinend ein friedliches Tierchen, und doch ein gefährlicher Feind des Menschen; spielt sie doch bei der Übertragung und Verbreitung ansteckender Krankheiten, z. B. von Typhus, Ruhr, Malaria, Cholera und Pest eine bedeutungsvolle Rolle, dies um so mehr, als sie sich erstaunlich schnell fortpflanzen vermag. Ein einziges Fliegenpaar beheimatet an der Decke unserer Stube, zeugt in knapp einem halben Jahr neun Generationen, deren Zahl an Einzelwesen nur mit Ziffern benannt werden kann, die uns aus der Präkambriumzeit bekannt sind: es sind nicht weniger als etwa 336.000 Billionen. Wollten wir in jeder Sekunde eine von ihnen fangen, so würden wir, wenn die Fliegen und wir selbst so lange leben könnten, 10.000 Millionen Jahre

brauchen. Da ist es schon besser, wie berichten dem Elternpaar rechtzeitig ein Ende. Man kann auch sonst keinem Geschöpf ein Leid an. die Vernichtung der Fliege ist Notwehr. Nicht umsonst hat schon vor zwei Jahren eine besondere Reichsgesundheitswoche, an der auch die Krankenkassen als die an einer vorbeugenden Gesundheitsfürsorge am meisten interessierten Feldzug gegen die Fliege aufgerufen, der sich jedes Jahr wiederholen sollte, um endlich einmal diese gefährlichen Plagegeister zu vertreiben.

„Frohes Schaffen.“

In dem bereits von uns genannten „Deutschen Verlag für Jugend und Volk“, Wien I, Burggring 9, der, wie wir feststellen konnten, vorbildliche Kinder- und Jugendbücher herausgebracht hat, erscheint alljährlich auch ein Jahrbuch für die reifere Jugend: „Frohes Schaffen. Ein Buch für jung und alt.“ Der zuletzt erschienene Band umfaßt rund 500 Seiten, enthält 300 in den Text eingedruckte Bilder und ist schön in farbigem Leinen gebunden. Kaum ein zweites Buch ist als gelegentliches Geschenk für lernfreudige, geistig aufgeweckte, reifere Jugend so geeignet wie dieses Werk. Ein flüchtiger Blick in das Inhaltsverzeichnis genügt, um die Fülle des Wissenswerten, Interessanten und Anregenden zu erkennen, die von einer großen Schar von Mitarbeitern hier zusammengetragen wurden, unter denen sich auch unser leider früh verstorbenen Parteigenosse, der gewesene Senator Prof. Dr. Wichowsky befindet, der einen längeren Aufsatz „Wie ich mir mein Blochhaus baute“, beigetragen hat. In der langen Reihe von Aufsätzen finden wir u. a.: „Das Meer brennt“, „Wege unter der Erde“, „Bruder Kumpel und die Maus“, „Die Maschinen“, „Das Rätsel des Polarlichts“, „Aus dem Reich des verschwindend Kleinen“, „Radio“, „Der Wind zieht seine Hosen an“, „Der junge Schiffer“, „Holzwechspiele“, „Brief an den Mann ohne Arme“, „Im toten Herzen Australiens“ usw. Damit erscheint nur ein kleiner Teil des Gebotenen genannt. r.

Was mancher nicht weiß.

England vollendete den Zusammenschluß seiner Staaten zum Einheitsstaat im Jahre 827, Frankreich um 1301, Rußland um 1500, Italien im Jahre 1871 und wann wird Deutschland?

Im Jahre 1467 erschien auf dem Armbrustschloß in München der erste „Glücksopf“; die erste Geldlotterie entstand 1615 in Hamburg.

Unter 6905 Ortsbezeichnungen aus Deutschland, Deutsch-Oesterreich und der deutschen Schweiz, die mit Verwendung von Holzartennamen gebildet sind, weisen nur 790 auf Nadel-, 615 aber auf Laubholz hin.

Bereits im Jahre 255 v. Chr. druckten die Chinesen mit stempelähnlicher Nephritsteinen in weichen Ton; 105 n. Chr. stellten sie das erste Papier her, 100 Jahre später bereits fabrikmäßig. Das erste chinesische Papiergeld stammt aus dem 10. Jahrhundert, und bald darauf hört man von der ersten Inflation.

Schon in den steinzeitlichen Kindergräbern fand man Puppen aus Ton und Stein. In Rom gab man den kleinen Mädchen Nachbildungen der schönen Königin Poppäa (daher Puppe zum Spielen. Im Mittelalter nannte man die Puppe „Tode“.

Die wenigsten Schulen und die meisten Alphabete in Prozenten der Gesamtbevölkerung haben folgende Länder: Guatemala und Nequppen je 92,7, Indien 92, Frankreich 91,1, Brasilien 85, Bolivien 82,9, Kolumbien 80,2, Ceylon 78,3.

— — — Allerlei. — — —

Die leichtgläubigen Mädchen. Daß die Mädchen leichtgläubiger sind als die Knaben, wird durch Prüfungen gezeigt, die amerikanische Gelehrte an mehr als 6000 Schulkindern vorgenommen haben. Die Mädchen waren viel empfänglicher für Vorherfragungen der Zukunft, glaubten fester an alle Prophezeiungen und interessierten sich mehr für okkulte Dinge. Diese Leichtgläubigkeit erreicht ihren Höhepunkt im Alter von 13 Jahren. In diesem Lebensalter sind auch die Knaben abergläubischen Neigungen mehr zugänglich, befreien sich aber davon, sobald sie älter werden. Bei den Mädchen ist dies nicht in demselben Maße der Fall, sondern sie behalten noch viel länger ihre Leichtgläubigkeit. Diese weibliche Eigenschaft wird von den amerikanischen Psychologen aus der Größe und Stärke des Gefühlslebens bei der Frau und aus dem engeren Bereich weiblicher Tätigkeit zu erklären versucht.

Ja „Kropf“ ansteckend? Der Kropf nimmt in Deutschland erschreckend zu. In Baden haben 80 Prozent der Bevölkerung eine Anlage zu dieser Krankheit, und die Hälfte dieser Zahl leidet bereits deutlich am Kropf. Man hat schon seit langem erkannt, daß der Jodmangel in den Speisean der Erkrankung schuld ist, und hat daher dem Speisesalz in kropfreichen Gegenden Jod zugegeben. Es genügen davon 0,04 Gramm jährlich, also winzige Mengen. Ein Ueberschuß an Jod hat in vielen Fällen zur Ausbreitung der Basedowischen Krankheit geführt. Die Erkrankung war aber durch Jodmangel nicht restlos zu erklären; denn selbst bei richtiger Ernährung treten in sonst kropffarmen Gegenden kleine Geschwülste dieser Art in der Schilddrüse auf, die sich durch Jod ebenso wenig beeinflussen lassen wie die Kröpfe der Kinder, die über neun Jahre alt sind. Der Chirurg Prof. Meißel berichtet nun vor deutschen Ärzten in Konstanz, daß er vermutet, der Kropf werde durch irgendwelche zurzeit noch unauffindbare Ursachen übertragen. So werden Erwachsene, die in Kropfgegenden ziehen, von dem Uebel verschont, ihre Kinder werden aber — wahrscheinlich infolge der geringeren Widerstandsfähigkeit der weichen Haut — davon infiziert.

— — — Weiteres. — — —

Dank an die Hauswirtin. Hauswirtin (zum Einlogierer, der nicht zahlen kann): „Junger Mann, das kann ich Ihnen nur sagen. Sie bleiben so lange hier im Haus, bis Sie die Miete bezahlt haben.“ — Mieter: „Vielen Dank für Ihr Entgegenkommen.“

Grillen. Der Farmer und seine Frau wohnen dicht an der Dorfkirche. Eines heißen Sonntags saßen sie unterm Torweg und hörten das Gezirp der Grillen ringsum. „Ich höre sie so gern zirpen“, sprach der Farmer und fing sacht an einzunicken. In diesem Augenblick begannen in der Kirche die Chorsänger eine Motette. „Klingt es nicht wundervoll?“ sprach die Frau des Farmers. Er antwortete, halb im Schlaf: „Ja, das machen sie mit den Hinterbeinen.“

Gut gegeben. Ein ahnenstolzer Graf sah bei einem Feste neben einem Neugeborenen, dessen Vorfahren Schneider gewesen waren. Um ihn damit aufzuwecken, brachte der Gast das Gespräch auf Kleidungsstücke und Putz. „In der Tat!“ rief er endlich aus, „ich muß es Ihrem Großvater nachsagen, daß er mir die besten Röde gemacht hat, die ich jemals getragen habe.“

— „Das ist mir sehr wohl bekannt,“ erwiderte der Angeredete, „ich habe noch vor wenigen Tagen die unbezahlten Rechnungen mit anderen wertlosen Papieren ins Feuer geworfen.“

In einem Provinzvarietee tritt eine Feuerfresser in auf. Nach der Vorstellung geht ein Herr auf die Dame zu: „Schade Fräulein, daß Sie nicht vorige Woche bei uns waren, da hätten Sie sich einmal sattessen können. Wir haben nämlich einen großen Dachstuhlbrand gehabt!“

Der Graphologe. „Was fällt Ihnen an meiner Handschrift auf?“ — „Die Orthographie.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß, Druck- und Verlagsanstalt, Teplitz-Schönan, Tischlergasse.

(6. Fortsetzung.)

Bauernumwandlung.

Betritt ein Bauer — Durchziehen oder Schlagen — die Grundreihe des Gegners, darf er hier nicht als Bauer verbleiben, sondern muß sogleich in eine Figur seiner Farbe umgewandelt werden. Der Bauer wird gleichsam für seine Tapferkeit belohnt, er wird befördert. Die Wahl der Figur steht dem Spieler frei; der Bauer kann zur Dame, Turm, Läufer oder Springer werden, ohne Rücksicht darauf, ob diese Figuren noch am Brette stehen. Nur zum König darf er nicht werden, weil dies gegen den Sinn des Spieles verstoßen würde. In den allermeisten Fällen wählt man die Dame als die stärkste Figur, doch kann mitunter auch eine schwächere Figur, zum Beispiel ein Springer, noch bessere Dienste leisten.

Infolge ihrer besonderen Vorrechte, ihrer großen Zahl, ihrer gegen Partiestluß wachsenden Stärke (ein weit vorgerückter Bauer droht beständig, in eine Dame umgewandelt zu werden), bilden die Bauern einen äußerst wichtigen Truppenteil, dessen Bedeutung und infolgedessen richtige Führung vom Anfänger nicht voll erfaßt werden kann. Erst eigene praktische Erfahrung, Studium guter Vorbilder wird schließlich den Spieler hierzu befähigen.

An dieser Stelle bringen wir einige Andeutungen über die richtige

Führung der Bauern:

1. Man überlege gut jeden Bauernzug, denn der Bauer darf nicht mehr zurück; ein Fehler läßt sich demnach nicht mehr (wie es etwa bei Figuren möglich ist), gutmachen.
 2. Man gebe keinen Bauern, ohne genügenden Grundpreis, denn der Mehrbesitz eines einzigen Bauern genügt oft, den Sieg zu erringen, infolge des Vorrechtes auf Umwandlung.
 3. Man vermeide schlechte Stellungen der eigenen Bauern, suche dagegen solche dem Gegner zu machen. Als schlecht, beziehungsweise schwach gelten sogenannte Doppelbauern, das sind einander am Vorgehen hindern, weiters vereinzelt (isolierte) Bauern, das sind solche, die von einem eigenen Bauern nicht mehr geschützt (gedeckt) werden können. Solche Bauern werden von den feindlichen Figuren leicht erobert. Noch nachteiliger ist ein isolierter Doppelbauer. Von Nachteil sind auch sogenannte rückständige Bauern, das sind solche, welche von den noch vorhandenen eigenen Nachbarbauern nicht mehr zu decken sind (sie sind gegen diese Bauern zurückgeblieben). Solche Bauern werden vom kundigen Gegner am Vorrücken behindert, belagert und erobert.
- Ein Bild über schlechte Bauernstellung in der nächsten Fortsetzung.

(Fortsetzung folgt.)